Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 22 (1928)
Heft: 7-8: Leonhard Ragaz zum sechzigsten Geburtstag (28. Juli 1928)

Artikel: Das Wort Gottes und die Wirklichkeit
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-135742

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

stellt wurde in das Geschehen unserer Zeit und berufen ward, als Werkzeug eines Höheren selber geschichtsbildend zu wirken. Drum treten wir ja an diesem Tage mit diesem Grusse hervor, weil wir bezeugen möchten, dass durch ihn in unserer Zeit etwas lebendig geworden ist, und wir tun es nicht, um den Menschen zu feiern und zu ehren, der unter uns zum Lebensträger und Lebenswecker werden durfte, sondern um dem zu danken, der auch in unsere Zeit seine Boten schickt, die mitten in dieser Welt glaubend und hoffend sein Reich festhalten und diesem Reiche arbeitend, kämpfend und leidend einen Weg bahnen. R. Lejeune.

Das Wort Gottes und die Wirklichkeit.

Der Inhalt der Verkündigung ist die Botschaft, die uns in Christus gegeben ist: Gnade Gottes für den Sünder und Hoffnung für die verlorene Welt. Ueber der kurzen und bündigen Art einer solchen Formulierung sollten wir nie vergessen, dass es etwas Unerhörtes ist, was wir da sagen. Das Gefühl sicheren Besitzes, das die Kirche überkommt, wenn sie von ihrer Verkündigung spricht, ist nicht gerade ein Beweis dafür, dass ihr diese Unerhörtheit vor Augen steht, dass sie die Gnade begreift als das, was sie ist: als das Un-Selbstverständlichste, was es gibt, als das absolute Wunder. Wenn uns z. B. gegenüber unserem heutigen Thema das Verhältnis von evangelischer Verkündigung und Betätigung das Gefühl überkommt, dass die Verkündigung der Teil des Themas sei, bei dem wir uns sicher und daheim fühlen, während die Betätigung das Schwierige, Unheimliche, Fremde sei, dann verraten wir die grosse Krankheit des Kirchentums und der Theologie: das allzu gewandte In-Besitz- und -Betriebnehmen der Geheimnisse Gottes. Wir haben etwas zu viel verloren von jener Ehrfurcht des Hohepriesters, der nur einmal im Jahr das Allerheiligste betrat und nur einmal den Namen Gottes auf die Lippen nahm.

Aber nicht diesem Thema gilt vorerst unsere Aufmerksamkeit, sondern der Tatsache, die kaum jemand bestreiten wird, dass im Bewusstsein der Christenheit die beiden Teile der Gnadenbotschaft, die Gnade für den Sünder und das Erbarmen über die verlorene Welt, nicht gleichwertig und nicht in unlöslicher Verbindung neben einander stehen. Die Christenheit hat gerechnet damit, dass es möglich sein könnte, die individuelle Gnade zu besitzen ohne gleichzeitig jene Hoffnung für die Welt zu haben.

Vielleicht müssen wir sogar sagen, dass diese Hoffnung verloren ging. Wir können nicht darauf eintreten wie das kam. Wir können es nur konstatieren: In dem Ringen mit der heidnischen Welt

ist Israel an diesem Punkte unterlegen. Der heidnische Individualismus ist siegreich in die Kirche eingezogen. Aber damit ist ein guter Teil der Bibel verloren gegangen. Es gab nun kein Gottesvolk mehr, dass auf Erlösung wartet; es gab nur Einzelne, die nach Gnade verlangten. Auch im gesellschaftlichen Sinn war der Begriff des Volkes eigentlich nicht mehr da. Auf dem Boden des Heidentums gibt es nur Staaten, aber nicht Volk. Im eigentlichen Sinne war nur Israel Volk, denn es kannte jene Verbundenheit, die allein unter Menschen wirklich Verbundenheit ist, die Verbundenheit in der gleichen Not und der gleichen Sehnsucht, — der dann eine Verheissung und Hoffnung für alle geantwortet hat. Das war Israels Wirklichkeit, Israels Geheimnis, Israels konstitutives Prinzip. Das war eine Realität, die über alle Klassenunterschiede ging, realer war als sie. Das Heidentum hatte die Individuen, zum Teil hochgezüchtete Individuen, aber sie standen alle für sich allein, und als Surrogat für das fehlende Volksein hatten sie den Staat, an Stelle des Geistes die Organisation und die Gewalt. Wir wollen nicht von der Linie unserer Gedanken abkommen. Aber weil diese Tatsache das ganze Christentum in Frage gestellt hat, müssen wir deutlich darauf hinzeigen. Die Tatsache des Volkseins, des religiösen Volkseins ist das Geheimnis seiner Hoffnung, jener Hoffnung, deren Verlust das schmerzliche Problem des Christentums ist. Um diese Tatsache noch deutlicher zu machen, weisen wir hin auf den Unterschied der israelitischen und der römischen Rechtsbildung. Wir vergleichen zwischen einem Recht, das aus dem Volksgedanken und einem Recht, das aus der bitteren Notwendigkeit der Einschränkung, des im Grunde als souverän anerkannten Individuums geboren ist. Das heilige Recht in Israel, das wahrlich den Charakter der Heiligkeit nicht nur durch die äusserliche Berufung, „so spricht der Herr", erwirbt, sondern ihm in grossartigster Weise in seinen von Gerechtigkeit erfüllten Normen, seinem alles durchströmenden Gefühl für das Volkssein offenbart. Und das profane Recht des Heidentums, das mit nichts rechnet als mit dem Willen des Individuums, Dinge zu tun, die das Chaos hervorbrächten, und das auch inhaltlich nichts anderes ist, als die Formulierung der bestehenden Machtverhältnisse. Und auch wenn es wahr ist, dass Israels Recht unverwirklichte Ideologie blieb, so widerlegt das nicht die Behauptung, dass in Israel der Gedanke eines Volkes da war. Auch wenn er nur die Spannung vermehrte und Israel noch tieferen Grund gab, zu warten auf die Erlösung! Um dieses Volkseins willen hat sich an Israel — das allerdings oft genug ein fast oder ganz unsichtbares Zion war — das Wunder ereignet: es hat aus aller Verderbnis der Zeit, aus allem Elend und aus aller eigenen Unkraft heraus sich hoffend nach vorwärts gestreckt. Wir haben Mühe, diese Hoffnung zu begreifen, denn sie ist so wenig wie die Gnade ein Stück Dogma-

tik. Die Gnade existiert nur für den Sünder und ausser im akuten Fall lässt sich gar nicht von ihr reden. Die Hoffnung ist die Antwort auf den Aufschrei eines Volkes, eines „Zion", wie Blumhardt diese wartende Gemeinde nennt, eines Volkes, das allerdings auch nur aus Zweien oder Dreien, ja aus einem Einzelnen bestehen kann. Was das Volksein ausmacht, ist das Tragen des Elendes und der Not der Welt, die Solidarität mit allen. Wenn jenes Hoffen nicht da ist in unserer Welt, dann müssen wir der Vermutung Raum geben, dass kein Volk da ist, welches die Not der Welt auf seiner Seele trägt. Wir wollen uns keinen Täuschungen hingeben über die Ursache unserer Hoffnungsarmut; wir wollen vor allem nicht aus unserer Not eine Tugend machen, indem wir uns einreden, wir hätten diese Hoffnung nicht, weil wir eine besonders tiefe Einsicht haben in die Korruption alles Menschlichen. Wenn wir diese Einsicht wirklich hätten, wenn wir sie nicht nur hätten mit dem Kopf, sondern mit unserm ganzen Wesen, wenn wir darunter leiden würden — dann, gerade dann könnte das Wunder der Hoffnung sich an uns ereignen. Aber was wir haben, ist ein spannungsloser Skeptizismus, ein müde sich beruhigender Pessimismus. Ein Skeptiker, der, seinen eigenen Tiefsinn geniessend, das menschliche Elend konstatiert, ist kein Leidender. Es wird trostlos still bleiben um seinen Tiefsinn. Es kann ihm ja nicht eine Antwort gegeben werden, hat er doch gar nicht gefragt, sondern nur selbstgefällig sich und seine Hörer unterhalten; wie sollte ihm aufgetan werden, wenn er doch gar nicht angeklopft hat. — Hingegen glauben wir, dass pessimistische Dogmatiken, die mit wehem Herzen geschrieben wären, mit einem Lobpreis Gottes, mit überschwänglicher Hoffnung, ja mit Dingen endigten, die wir Utopien nennen, denn Gott antwortet so sicher auf den Schrei der Menschen, — so sicher er unerschütterlich stumm bleibt gegenüber den Gescheitheiten der Menschen. Wenn das Wunder der Gnade nur für den Sünder erscheint, dann sollen wir nicht erstaunt sein, dass das Wunder der Reichs-Hoffnung uns nur dann erscheint, wenn ein Volk, ein Zion, eine Gemeinde da ist, die die Not der Brüder trägt und aus ihr heraus nach Gott fragt. Um es noch anschaulicher zu machen, was für eine Einbusse wir da erlitten haben, weisen wir darauf hin, wie mit dieser Hoffnung der Christenheit der ganze biblische Realismus verloren gegangen ist. Auch die neu-testamentlichen Wunder hat sie nicht mehr festhalten können. Wenn sie es aus Orthodoxie tat, so war es im besten Fall eine dunkle Ahnung, dass sie damit etwas Grosses preisgeben würde; aber eigentlich kannte sie das nicht mehr, worin diese „massiven" (wie Zündel sie nannte) Erlösungen verankert waren: die Reichs-Hoffnung. Nicht nur, dass es ihr unendliche Mühe und Verlegenheit bereitete, diese realistischen Einbrüche des Göttlichen vor dem modernen Denken zu verteidigen, sondern das war das

Peinliche an dieser Stellung zum Neuen Testament, dass der Christ dieser Handgreiflichkeiten gar nicht bedurfte und im Grunde für überflüssig hielt. Warum denn Krankenheilungen, wenn doch nur die Seele gerettet werden sollte, wozu doch auch die Krankheit mitzuhelfen imstande war. Oder waren dann nicht Toten-Auferweckungen das Ueberflüssigste, was getan werden konnte, wenn das Ziel des Lebens ein seliges Ende war. War nicht auch die Auferstehung Christi ein zu umständlicher Apparat der Beweisführung für die Bewährung einer neuplatonischen Unsterblichkeitshoffnung? Kurz — wie sehr musste man sich Mühe geben, um die rein geistigen, ethischen und individuell-persönlichen Ideale aus diesem seltsamen Realismus des Neuen Testamentes herauszuschälen. Die Reichs-Hoffnung ging verloren.

Die Gottesreichshoffnung ging verloren — das Evangelium von Sünde und Gnade blieb bestehen. Aber — nun können wir über diese kirchengeschichtliche Feststellung nicht mehr leichthin weggleiten. Wir müssen unter dem Eindruck der Grösse jenes Verlustes hier stille stehen. Auch um der Grösse dessen willen, was mit den Worten Sünde und Gnade gemeint ist, müssen wir hier fragen, ja schliesslich sogar zweifeln. Zweifeln an diesem Heiligtum! Weil beides so gross ist, die Gottesreichshoffnung und die Botschaft der Gnade für den Sünder, können wir, nachdem wir vom Sterben der Reichshoffnung haben reden müssen, die Angst nicht los werden, die sterbende Reichshoffnung könnte auch das Wunder der Gnade in das Sterben hineingerissen haben. Es taucht eine wahrhaft furchtbare Möglichkeit auf — von der wir wünschen müssen, dass sie nur ein Produkt unserer Angst wäre — nämlich die, dass all dieses persönliche Getröstetwerden der Sünder nichts anderes wäre als das, was die religiösen Illusionen der Menschen von jeher zustande gebracht haben, dass wir durchaus keinen Grund hätten, vom Standpunkt des Evangeliums von der Vergebung auf irgendwelche Romantik hinunter zu schauen.

Man mag uns vorwerfen, dass wir nur darum imstande seien, dieses Heiligtum zu lästern, weil wir es nie betreten haben; dass wir offenbar selbst nie darauf angewiesen waren, von der Vergebung zu leben, weil wir noch imstande seien, von irgendwelchem Idealismus, d. h. von irgendwelchen Illusionen über uns selbst zu leben; dass wir ahnungslos das Brot wegwerfen, weil wir nicht wissen, was Hunger ist; dass wir über den Optimismus und Illusionsreichtum des Liberalismus verfügten und deshalb die grosse Reduktion des geistlichen Reichtums auf die eine, verzweifelte Wahrheit von der Vergebung der Sünden nicht begriffen. Diesem Vorwurf gegenüber können wir nichts tun, als versichern, dass wir w i s s e n, dass wir mit diesen Zweifeln unsern einzigen Trost in Frage stellen. Was uns zu diesem Aeussersten nötigt, ist die verlorene, verachtete,

verstossene Gottesreichshoffnung. Um ihrer willen dürfen wir nicht mehr Pietisten sein, dürfen nicht mehr die Gnade in persönlicher Weise an uns reissen. Wir glauben, dass die bekannten Krankheitssymptome des Pietismus, die Sicherheit und der Egoimus des Gnadenbesitzes, verursacht sind durch den Verlust jener Hoffnung. Wenn wir von Heilsgewissheit reden, dürfen wir nicht von vorneherein die Möglichkeit ausschliessen, dass wir eine Heilsgewissheit hätten, die nichts anderes ist, als was die romantischen und mystischen, die kultischen und philosophischen Tröstungen auch sind, welche die Religionen je und je mit grösster Kunst und in feinster Sublimität den nach Trost und Betäubung schreienden Menschen zur Verfügung gestellt haben. Das heisst: wir müssen die Möglichkeit ins Auge fassen, dass unsere Heilsgewissheit nicht das Wort ist, das Gott in unser Herz hineingesprochen hat, sondern etwas, das aus uns selbst stammt, das in allen seinen Graden von Ueberzeugungskraft, theologischer Klarheit und Evidenz Menschenwort ist, woran auch alle Intensität und Wärme des begleitenden Gefühls nichts änderte. Der Gottesreichshoffnung sind wir es schuldig, dass wir ausnahmslos alle Formen des Christseins anzweifeln, die sich von ihr losgelöst haben.

Es gibt ein Kriterium, an dem man die Realität des Gnadenempfanges erkennen kann, ein Kriterium, das nicht wir erfunden haben: Wer Vergebung empfangen hat, der wird vergeben. Was sich in diesem Kriterium geltend macht, ist aber nichts anderes als die Reichshoffnung. Sie will sich darin Geltung verschaffen, sie will die letzte Entscheidung fällen, in dem Augenblick, in welchem der Mensch das grosse Wunder seiner persönlichen Begnadigung ergreifen will. Jenes Kriterium ist ein Kriterium im strengsten Sinne des Wortes, es ist ein Gericht. Ein Gericht über alle unsere Gnadenerfahrungen. Das mag paradox und unheimlich klingen, droht es doch, die tiefe Ruhe, mit der das Wort Gnade sich auf unsere Seele gelegt hat, mit einem Schlage zu zerstören. Darf denn die Gerichtsposaune auch noch in den Himmel hinein erschallen? Wird sie uns nie in Ruhe lassen! Ja — die Geschichte von dem Knecht, dem vergeben wurde, der aber nicht vergab, die Geschichte von der rückgängig gemachten Gnade steht im Neuen Testament. Und wenn sie nicht darin stünde — müssten wir nicht selbst darauf kommen? Weil es sich ja nicht darum handelt, dass wir Ruhe haben, sondern dass die Herrschaft Gottes kommt.

Diese Möglichkeit, dass die Gnade rückgängig gemacht werden kann, fährt wie ein Donnerschlag in die erschlaffende Atmosphäre unserer Gnadenschwüle hinein. Dann aber wird es kühler und frischer in unserem religiösen Denken, die Luft erhält wieder grosse Klarheit und Durchsichtigkeit. Und nun scheint mir, dass das erste, was in dieser neuen Klarheit sichtbar wird, die Reichsgotteshoff-

nung ist. Und wenn nicht die letzte Hoffnung selbst, so doch die Wahrheit, die zu ihr führt. Sichtbar wird der Bruder, dem ich vergeben soll, wie mir vergeben worden ist. Wir werden eins in dem, worin wir restlos gleich sind, wo alles Trennende dahinsinkt. Es entsteht Gemeinschaft zwischen uns. Wir, er und ich werden Volk. Das Sündenbewusstsein wird zum konstituierenden Prinzip der Gemeinschaft zwischen uns Menschen. Nicht auf unsere Tugenden wird die Gemeinschaft aufgebaut, und nicht auf unsere Schuld, aber auf das Bewusstsein von unser aller Schuld, auf das Bewusstsein meiner Schuld, das mich nun nie verlassen darf, wenn ich auf den Bruder und seine Schuld sehe. Daraus wächst Verbundenheit hervor, tiefe Solidarität, und daraus wird dann jene Sehnsucht, jenes Anklopfen und Rufen, — dem dann die Hoffnung antwortet. Darum wagen wir es, das Axiom aufzustellen: wo die Gnade erfahren worden ist, da wird Gottesreichshoffnung sein. Das ist der Sinn der Gnade. Sie ist nie gegeben, dass wir sie wie ein persönliches Gut verzehren, sondern dass wir zu unsern Brüdern gehen.

Wenn die erfahrene Gnade, die persönliche Sündenvergebung, nicht Gemeinschaft schafft, dann müssen wir an ihr zweifeln, dann liegt ein grosses Versagen vor. Nicht von dem gewöhnlichen, allem Menschlichen anhaftenden Versagen reden wir. Wir müssen ja doch wieder es wagen, zu sagen: Wenn es eine Vergebung gibt, dann muss auch das Nichtvergeben vergeben werden, unter den Bedingungen, unter denen überhaupt Sünde vergeben wird, unter der Bedingung der Reue. Was aber nicht vergeben wird, ist das Nichtvergeben, das nicht als Sünde sich fühlt, sondern in seinem Stolze kommt, das gewollte Nichtvergeben, das prinzipielle Zu-rechnen der Sünde, der Pharisäismus als System, der Pharisäismus als Frömmigkeit, als Religion. Wenn das Christentum der Christen wesentlich und eigentlich Pharisäismus ist, muss dann nicht seine individuelle Gnaden-Predigt und Gnaden-Erfahrung eine grosse Täuschung sein? Noch einmal wiederholen wir, nicht das stempeln wir zur unvergebbaren Sünde, dass wir Einzelne weder siebenzig mal sieben mal, noch auch nur sieben mal zu vergeben vermögen. Sondern die andere Tatsache möchten wir vor Augen haben, dass die Christenheit nicht eine Gemeinde von solchen ist, die durch das Bewusstsein ihrer Sünde und Schuld zu Brüdern werden, sondern dass die Christenheit prinzipiell eine richtende Haltung einnimmt. Darum ist keine Reichshoffnung da, weil die Welt erbarmungslos gerichtet wird. Es ist kein Rufen und Schreien nach Erlösung in der Christenheit, sondern nur selbstgerechtes Lamentieren, das heisst aber, es ist kein Volk da, denn ein Volk entsteht nur dadurch, dass der Sünder sich im Bewusstsein seiner eigenen Sündhaftigkeit dem andern brüderlich zuwendet. Wir aber wenden uns im Bewusstsein unserer

Gerechtigkeit und Frömmigkeit ab. Das grosse historische Beispiel dafür ist die Haltung der Kirche gegenüber dem Proletariat. Nicht die Klagen und Anklagen des Proletariats, nicht seine Forderungen, auch nicht seine revolutionäre Sprache haben die Kirche zu ihrer abwendenden Haltung geführt, sondern das, was die Kirche an Gottlosigkeit und Sündhaftigkeit bei dieser Klasse konstatierte, das liess sie sich abwenden mit demselben guten Gewissen, mit dem sich der Pharisäer vom Zöllner und Sünder abwandte. Es ist diese sich wegwendende Bewegung, die auch heute immer wiederholt wird, zu der jeder Pfarrer sich immer wieder berechtigt glaubt. Es sind die tausend Gründe, die die Pfarrer immer wieder angeben, wenn sie ihre Hinwendung zum Bürgertum begründen. Es ist in der Kirche viel Verständnis für die Klagen und Forderungen des Proletariats, aber für die Sündenvergebung ist kein Verständnis. Daran scheitert alles. Die Haltung der Kirche, der christlichen Gesellschaft, war und ist charakterisiert, nicht durch Uebelwollen, nicht durch den wirtschaftlichen Gegensatz. Man wäre bereit, über die wirtschaftlichen Klüfte hinüber die Hand zu reichen, aber über die Kluft, die den Frommen vom Gottlosen trennt, reicht der Bruderarm nicht. Immer wieder stossen wir auf die selbstgerechte Gebärde, wenn die Kirche, wenn der Christ vom Proletariat spricht. Darob ist die Reichshoffnung verloren gegangen.

Und nun noch einmal: Wir haben einen geringen Begriff von dem Ernst und der Gerechtigkeit Gottes, wenn wir glauben, dass der Verlust der Reichshoffnung an der trostreichen Möglichkeit persönlicher Sündenvergebung spurlos vorübergegangen sei. „Wer nicht hat, von dem wird auch noch genommen, was er hat.“ Freilich fährt die Kirche unbeirrt fort, die Gnade zu verkündigen, während ihre ganze Haltung die des Pharisäismus ist. Und das Furchtbare an diesem Fortfahren, das Hoffnungslose daran ist, dass sie glaubt, das Wort Gottes zu verkündigen, wenn sie diese Gnade verkündigt.

Dünkt es uns nun immer noch gänzlich frevelhaft, wenn wir fragen: Könnte es nicht sein, dass dieses Wort von der Gnade heute n i c h t das Wort Gottes wäre, auch wenn es das gestern war und morgen wieder sein wird? Es könnte heute Menschenwort, Menschentrost, Betäubungsmittel sein. Gott hat es uns heute genommen, denn wer da nicht hat, von dem wird noch genommen, was er hat. Weil wir mit dem zerrissenen Schuldschein in der Tasche hingegangen sind, den Bruder zu würgen um seiner Schuld willen, wird die Gnade rückgängig gemacht. Bevor wir das Wort von der Gnade wieder bekommen als das wunderbare Geschenk Gottes, muss das Bewusstsein unserer Sünde aufwachen in uns. So lange aber Christsein heisst: ein Gerechter sein, ein Frommer sein, der anständigen Gesellschaft angehören, so lange können wir nur theologischer Weise, nicht aber im Ernst, von einem Sünden-Bewusstsein

reden. Mit welch tiefem Recht ist die Erkenntnis der Sünde zum Kennzeichen rechtgläubigen Christentums gemacht worden, aber wie sehr ist die Unaufrichtigkeit als eine furchtbare Krankheit gerade über diese Gedankenreihe des christlichen Denkens gekommen! Entweder — oder. Wenn die Kirche aufrichtig wäre, würde sie ihren ungebrochenen Moralismus nicht nur betätigen, sondern auch predigen. Oder aber sie würde die Gnade und Vergebung, die sie predigt, auch betätigen, — sie würde vergeben. Das Armsünderbekenntnis würde nicht nur eine abstrakte Gebärde sein, sondern der Christ würde in aller Konkretheit wissen, dass alles Böse, was er an der Welt richtet, auch in ihm lebt, wuchert, und alle Schlupfwinkel seiner Seele ausfüllt. Wenn wir das Evangelium von Sünde und Gnade wieder in den Mittelpunkt des christlichen Denkens rücken wollen, müssen wir bedenken, dass wir nur religiösen Trost, religiöse Anästhesien und Narkosen liefern, wenn es uns nicht gelingt, dem Gerechten die Gnade anstössig erscheinen zu lassen. Anstössig aber ist sie dann, wenn wir konkret zum Sünder gehen, als Bruder, nur als Bruder, das heisst auch als Sünder. Wenn ich als Gerechter zu ihm gehe, bin ich nicht zu ihm gegangen, nicht zu ihm gekommen. Es steht kalte Fremdheit zwischen ihm und mir. Ob diese anstössige Gnade je ein populäres Kanzelwort sein wird, ist wohl nicht ganz sicher. Aber es muss betont werden, dass alles an der Konkretheit dieses Tuns hängt. Wir werden sehr um Erleuchtung bitten müssen, dass wir das Rechte tun. Wir müssen mit der Vergebung zu dem armen Volk gehen, nicht mit der göttlichen Vergebung, die wir ja nicht handhaben können (wie es vor allem die katholische Kirche von sich meint), sondern mit der brüderlichen Vergebung.

Aber wo sollen wir dieses Volk finden? Es ist überall — werden wir sofort sagen, doch hüten wir uns, dass wir nicht mit solchen Allgemeinheiten wieder aus der Konkretheit herausfallen. Vielleicht ist es immer wie zur Zeit Jesu Christi, dass der Ort, wo die Vergebung ausgegossen werden muss, konkret sichtbar wird, in einer Klasse von Sündern. Ist es nicht heute so, dass das Los der Armen darin seine grausamste Härte hat, dass ihm nicht vergeben wird, dass sie gerichtet werden, dass die Moral ihre Spitze immer gegen sie richtet. Man schaue einmal alle die moralischen Kundgebungen und Bussrufe der offiziellen Kirche, die Bettagsmandate, die Synodal-Resolutionen darauf hin an; man wird konstatieren können, dass der grösste Teil ihrer Inhalte in bornierter und grausamer Parteilichkeit auf die Armen gemünzt ist. Alles, was da über Vergnügungssucht, über Sportauswüchse, über Kino, über Fastnacht gewettert wird, trifft fast ausschliesslich die Armen. Jedenfalls müsste ganz anders konkret geredet werden, wenn es die Andern auch treffen sollte. „Hüll in Gold die Sünde, die harte Lanze der

Gerechtigkeit bricht harmlos ab, doch kleide sie in Lumpen und eines Zwergleins Strohhalm dringt hindurch," das hat schon Shakespeare gewusst. —

Diesen Geist zu überwinden, ist die von der christlichen Gesellschaft geforderte Tat, im Bewusstsein ihrer Schuld zu leben, ein konkretes Sündenbewusstsein in sich zu tragen, das immer wieder zu wecken und zu bekennen, ihre Schuld immer wieder anzuschauen, so dass es ihr innerlich ganz unmöglich wird, richtend zu den Armen zu gehen.

Was sollen wir tun? Die alte grosse Frage. Ist die Antwort darauf zu klein, wenn wir sagen: Wir sollen vergeben wie auch uns vergeben wird? Es muss eine ganz unmögliche Sache werden, dass an irgend einem Ort die Menschen den Eindruck haben, dass die Vertreter des Christentums auf die Seite derer treten, auf denen die Last des Lebens nicht so hart liegt, und dass sie ihre Parteinahme moralisch begründen. Nicht dass wir meinen, es handle sich gerade um eine politische Stellungnahme. Die politische Form der Stellungnahme ist nur eine unter andern Formen, eine, die aber durchaus in Betracht kommt, und gegen die moralische Einwände zu erheben, nun eben nicht mehr in Frage kommen sollte. Nur ein Einwand dürfte gemacht werden, falls sich die Dinge wirklich so verhielten, nämlich der, dass wir durch die Hinwendung zu den sozialistischen Gruppen gar nicht zu denen kommen, um die es sich handelt, dass wir da zu bereits satten und verbürgerlichten Menschen kommen. Dass dieser Einwand möglich wird, das ist eine Tatsache, die wohl aufzutauchen beginnt, die aber meines Erachtens noch nicht gilt. Und wenn sie gelten wird, dann haben wir natürlich nicht zur Solidarität mit der bürgerlichen Gesellschaft zurückzukehren, sondern wir haben wiederum die Armen, die Zöllner und Sünder zu suchen. Der Christ darf nie mehr von den Gottlosen zu den Frommen fliehen, von den Sündern zu den Gerechten, von den Kulturlosen zu den Verfeinerten. Mag er in sich selbst und um sich selbst so viel von Kultur und Feinheit und ästhetischer Lebensgestaltung verwirklichen als er kann, — das darf ihn niemals trennen von denen, die gerade das nicht haben. Wenn er es hat, soll er es auch um ihretwillen haben und ihnen mitzuteilen versuchen, — wenn es ihm wichtig genug erscheint. Vor allem aber soll es ihm nicht verdunkeln das, was ihn mit dem Aermsten und Elendesten verbindet: die Tatsache, dass ihn seine Kultur und Feinheit und Gerechtigkeit nicht über den demütigen Stand des Sünders hinaushebt, den Stand, dem auch sein unkultivierter Bruder angehört. Wenn die Kirche es nicht fertig bringt, an diesem Punkt eindeutig zu werden, sich in eindeutiger Weise auf die Seite der Armen und Elenden zu schlagen, wenn sie in Zweideutigkeit verharrt, oder gar eindeutig sich auf die Seite der

geistig und materiell Reichen stellt, dann hat sie keine Gemeinschaft mit Christus, dann ist sie das Reich der Pharisäer und Schriftgelehrten, und es wäre eine Forderung der Aufrichtigkeit, dass sie dann nichts anderes predigte, als Pharisäismus, Moral, Frömmigkeit, Fortschritt. Sie aber predigt Gnade und Vergebung. Aber welch ein deutliches Gericht: die Gnadenbotschaft wird ihr nicht geglaubt. Die Menschen hören aus allem, was die Kirche sagt, nur die Moral heraus, und zwar die bürgerliche Moral. Es ist nicht zu leugnen, dass dieser Vorwurf mehr ist als ein Schlagwort. Es ist eine Moral, die nicht hinausdrängt über die jetzige Form des Moralischen, eine Moral, die nicht lebendig ist, erstarrte Menschengerechtigkeit, nicht beunruhigendes, vorwärts treibendes göttliches Ethos. Für die Gnadenbotschaft aber, wie sie die Kirche verkündigt, sind die Ohren der Menschen einstweilen geschlossen. Es wird nichts helfen, dass sie stärker, tiefer, klarer von den Kanzeln ertönt. Wir müssen vorerst lernen, christusmässiger mit der Gnade umzugehen. Christus hat die Vergebung nicht gepredigt, sondern er hat vergeben. Er hat vergeben, indem er zu den Zöllnern und Sündern ging. Die Gnade gehört also jetzt einmal nicht in die Dogmatik, sondern in die praktische Theologie. Gerade sie ist nicht Sache der Verkündigung, sondern der Betätigung.

Diese negative Erfahrung mit der Verkündigung von der Gnade enthüllt uns wiederum nur die Art des Wortes Gottes. Das Wort Gottes gibt sich nicht in die Macht der Menschen. Es wird nie unser Besitz und nie unser Amt. In dem Sinne, den bei uns das Wort „Amt" hat, gibt es kein Amt, „das die Versöhnung predigt". Es gibt keine amtsmässige Vertretung des Wortes Gottes. Es gibt keine Institution, der das Wort anvertraut wäre, es wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht. Es kann in den Kirchen sein und nicht in ihnen sein, es kann in der Bibel gefunden werden, und es wird immer wieder von uns nicht gefunden in ihr. Es kann zu uns zu reden beginnen aus der Bibel, aber es kann auch durch Jahrhunderte schweigen in ihr. Es kann sich dem Gelehrten entziehen und sich dem Kinde hingeben; viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und werden es verstehen, die Kinder des Reiches aber werden ausgestossen sein. Priester werden es lästern und Gottlose werden es anbeten. Die Söhne Abrahams werden es zertreten, Gott aber kann dem Abraham aus den Steinen Kinder erwecken, die glauben wie er geglaubt hat.

Wir suchen, uns dieses rätselhaften Wortes zu bemächtigen. Wir sagen: hier ist es oder da, wir haschen es, wir binden es, wir formulieren es, wir erklären es, — und doch kann es geschehen, dass wir darob immer ärmer werden, dass unser Herz immer kälter wird, dass die Welt trotz all dieser Wort-Tempel und trotz all dieser Diener am Wort und ihrem Reden immer finsterer wird, dass die Führer

blind sind und die Geführten als eine Herde ohne Hirt in der Wüste zugrunde gehen.

Dann müssen wir erkennen, dass es längst nicht mehr das Gotteswort war, was wir hatten, was wir betrieben und verwalteten, denn mit dem Gotteswort wären wir nicht kalt und blind gewesen, mit dem Gotteswort wären wir wirkliche Führer gewesen. Das Wort Moses und der Propheten, das Wort Christi selbst, es verstummte unter unsern Händen. Und auch wenn es uns zu begeisterter Rede zu entflammen schien, auch wenn wir an ihm die beglükkendsten Erlebnisse schöpferischen Erkennens machten, auch wenn wir bei seiner Verkündigung Inspirationen erlebten, so war es doch nicht das Wort, das Gewalt hat, und das nicht ist wie das der Schriftgelehrten. Und ist nicht das unsere Erfahrung gewesen, dass es gerade dann beharrlich schwieg, wenn wir das Erlebnis unserer Kraft an ihm gemacht hatten?

Das Wort Gottes kommt nicht zu dem geistig Reichen, sondern zu dem Armen, dem nach Gerechtigkeit Hungernden. Wenn wir das verstünden, dann hätten wir alles verstanden, dann hätten wir auch begriffen, was wir tun sollen. Es ist seltsam; wenn wir über das Verhältnis von Verkündigung und Tun nachdenken, will es uns nicht gelingen, jedes für sich zu betrachten. Wenn wir vom Tun reden wollen, fangen wir unwillkürlich an, vom Wort Gottes zu reden, und wenn wir über das Wort nachdenken, gelangen wir schliesslich zu dem Resultat, dass wir zuerst ein Tun begreifen müssen, nämlich die Tat, die vielleicht überhaupt die einzige ist, von der wir schon zu allen deutlich reden können; sie heisst: hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Wäre es nicht möglich, dass dieses Nicht-auseinanderhalten-können der beiden Themen den tieferen Grund hat, dass sie nicht zwei sein sollten, sondern eins. Menschliches Wort und menschliche Tat sind zwei, Gottes Wort aber ist sowohl Tat als Wort. Es gibt z. B. nicht reformatorisches Wort ohne Reformation, reformatorische Theologie ohne Reformation. Wo keine Reformation ist, kein reformatorischer Kampf, da ist kein reformatorisches Wort und keine reformatorische Theologie. Ein Wort, das nicht irgend wie in Kampf gerät mit den Dämonen der Zeit, kann nicht Gottes Wort sein.

Darum scheint uns, wir müssen die Frage so stellen: was sollen wir tun, damit wir das Wort hören? Und die Antwort? Kann die Antwort irgend ein Rezept nennen, kann sie dies und das sagen, kann sie eine Methode angeben? Nein, die Antwort kann nur die sein: Zuwendung zu der Wirklichkeit, zu der Wirklichkeit unseres persönlichen und des uns umgebenden Lebens, Ernstnehmen und Tragen dieser Wirklichkeit. Dann wird sich der Schrei erheben nach Gott. Und nun wird vielleicht ein Wort Gottes vernehmbar werden.

Die Wirklichkeit ist wichtiger als alles andere. Wir dürfen arm sein an allem, arm auch an geistlichen Schätzen, arm an biblischem Wissen und biblischen Gedanken, aber wir müssen aufrichtig von ganzer Seele und mit allen Kräften unser Inneres erleben und die Welt um uns her. Wohl ist es restlose Wahrheit, dass die Bibel die tiefste Enthüllung der Wirklichkeit, der Wirklichkeit des menschlichen Herzens und alles menschlichen Wesens enthält und dass sie uns Licht um Licht geben kann über uns und die uns heute umgebende Welt; nur dürfen wir der Gefahr nicht erliegen, dass wir vergessen, dass es sich um uns und unsere Lage handelt. Darum sagen wir noch einmal: der Anfang alles Hörens des Wortes Gottes und alles Tuns ist: Zuwendung zur Wirklichkeit.

Auch in bezug auf die Bibel ist es eine ernste Frage, ob nicht alle, welche sie lebendig verstanden, herkamen von diesem stärksten Erleben der Wirklichkeit. Wenn dem so ist, müssen wir dann nicht so gewissenhaft werden, dass wir die Menschen nicht einfach schematisch auf die Bibel verweisen. Es gibt deren Viele, die man von der Bibel losreissen müsste, damit sie endlich Christus erblicken.

Wir müssen diese Zuwendung zur Wirklichkeit so sehr betonen, weil wir immer wieder fliehen vor ihr. Denn die Wirklichkeit macht uns verlegen, arm, verzweifelt, unwissend, töricht, — während uns die Theologie, so wie wir sie betreiben, reich, klug, sicher und getrost macht. Die Wirklichkeit ängstigt uns, schaut uns mit quälender Fremdheit an, in den theologischen Gedankengängen aber finden wir uns immer wieder zurecht, und wenn sie schwer und geheimnisvoll sind, so hat das nur um so grösseren Reiz. Aus den theologischen Diskussionen werden wir immer mit einem gewissen Selbstgefühl heimgehen, während wir aus dem Ringen mit der Wirklichkeit klein und gedemütigt davon gehen. Die theologischen Olympiaden sind, trotz allem, friedliche Veranstaltungen, die Kämpfe mit den Dämonen der Zeit aber schlagen schmerzende Wunden. Die Theologie hat eine merkwürdige Fähigkeit: sie entspannt die Spannungen, sie löst die Tragik, sie beschwichtigt den Ernst, sie betäubt den Schmerz, sie wühlt auf, um sofort zu beruhigen, sie belastet, um zu entlasten, hinter ihrem ernstesten Gesicht kann sie ein beschwichtigendes Lächeln nicht lange verbergen. In ganz sublimierter Form hat das Augenzwinkern der Auguren noch nicht aufgehört. Die Theologie ist darin die Schwester der Kunst, die alle Tragik durch die Form erlöst und befreit. Aber diese künstlerische Erlösung ist bekanntlich nur für den Zuschauer eine Erlösung. Die Tragödie hat ihr Schrecknis und ihre Verzweiflung doch nicht verloren für den, der sie auf der Bühne des Lebens erleidet.

Darum kann aus der Theologie (als solcher) heraus der Schrei nach Gott sich nicht erheben. Wir müssen zur Wirklichkeit gehen. Wir werden in ihr nicht nach dem religiösen Erlebnis suchen müs-

sen. Sie wird uns schon den Schrei auspressen, wenn wir ihr wirklich begegnet sind. Das religiöse Erlebnis ist das der eigenen Schuld und der Not der Welt. Eines andern bedarf es nicht. In der Wirklichkeit, in ihr allein, wird das gespannte Warten, das Hungern und Dürsten, das Sehnen und Seufzen geboren.

In die Wirklichkeit hinein, in sie allein, kann das Wort gesprochen werden, auf das wir warten, das Wort, das nicht Menschenwort ist, das Wort, das uns nicht mehr zurücklässt mit der verlegenen Frage: Was sollen wir nun tun? Denn es wird ein konkretes Wort sein. Es wird ein Wort zur Lage sein, ist es doch die Antwort auf den Schrei aus dieser Lage heraus.

Dieser Schrei ist heute da, — auch wenn ihm die Kirche noch nicht, immer noch nicht, — immer wieder nicht! — Ausdruck gegeben hat. Es steigt ein Schrei auf zu dem Vater der Waisen und dem Beschützer der Witwen — das ist immer noch sein Name. Er steigt auf aus dem Blute Abels, das den Boden dieser Erde tränkt. Aber — ist das nun nichts weiter als der erwartete religiös-soziale Schluss, wenn wir auf diese konkreten Dinge hinweisen? Ach ja, wir wissen davon, dass wir oft aus einer gewissen Dürftigkeit des Erlebens, wenn nicht gar aus stofflicher Verlegenheit heraus, immer zuletzt in etwas dürrer Weise auf die soziale Not und auf den Krieg hingewiesen haben. Oder, wenn wir es wohlwollender deuten wollen: das waren die einzigen Nöte des Lebens, zu deren wirklichem Begreifen wir Zugang hatten. So vieles andere war vor unseren noch jungen Augen verborgen. Wenn wir nun eine tiefere und umfassendere Vision der Menschennot haben, dann ist es gut — aber hüten wir uns! Wir sagen, wir seien es müde geworden, immer wieder vom Krieg und von der sozialen Not zu hören. Lasst uns einmal von etwas anderem hören, lasst uns von tieferen Dingen reden, sagen wir. Hüten wir uns! Hüten wir uns, dass das nicht der Uebergang vom Gotteswort zum Menschenwort werde. Vergessen wir nicht, dass das Gotteswort das Inkognito der Unscheinbarkeit liebt, während das Menschliche und das Satanische nach dem Glänzenden greift — um gottähnlich zu erscheinen. Wenn es oberflächlich ist, heute immer und immer wieder von so äusseren Dingen wie Krieg und sozialer Not zu reden, dagegen tiefsinnig, an diesen Dingen vorüberzugehen, dann wäre zu überlegen, ob es nicht Gott wohlgefallen könnte, einmal sich in das Inkognito der Oberflächlichkeit zu hüllen, um uns tiefsinnige Menschen daraufhin zu prüfen, ob wir Augen haben, zu sehen und Ohren, zu hören. Wird nicht das Kreuz immer ein Aergernis und eine Torheit sein, oder wird es je ein brillanter Tiefsinn sein? Wer unter uns kennt das Gelüsten nicht nach diesen Dingen. Ja, vielleicht haben wir Jüngere falsch, unecht, doktrinär, pharisäisch Sozialismus und Antimilitarismus getrieben im Gegensatz zu unsern Führern. Im Gegensatz zu Blum-

hardt, im Gegensatz zu Ragaz, die sich verzehrt haben und nie, wie wir Junge, aus der Leere des Herzens, sondern immer aus der Fülle ihrer Herzen geschrien haben. Wenn wir es falsch taten, dann war wohl Busse und Einkehr nötig für uns. Wenn wir aus dem Gotteswort, das soziale Frage heisst, als welches uns Kutter sie verstehen lehrte, ein Menschenwort gemacht haben, hat es deswegen aufgehört, ein Gotteswort zu sein? Haben wir aufgehört, dieses Gotteswort zu vernehmen? Begreifen wir nicht, dass ein tatsächliches Vorübergehen an der sozialen Frage und an dem Problem des Krieges, wie es uns heute gestellt ist, Sünde ist, hochmütige, eigenwillige Missachtung des Wortes Gottes. Wenn wir tatsächlich vorübergehen an diesen uns von Gott heute gestellten Aufgaben, können wir hingehen, wo wir wollen, wir werden Gott nirgends finden und seine Stimme nirgends hören, denn Er bestimmt, wo er sich finden und hören lassen will. Unser Reden von Sünde und Gnade wird dann Menschenwort sein, unsere glänzenden Ausführungen über das Kreuz Christi werden das Kreuz mit Schmach bedecken. Wir werden die furchtbare Verantwortung tragen, dass wir Beruhiger und Beschwichtiger aufwachender Gewissen, Löscher glimmenden Feuers, Zertreter keimenden Lebens geworden sind. Wir werden die Menschen von der Schädelstätte des Kreuzes und ihrem Entsetzen weggeführt haben in die feierlichen Hallen unserer Tempel, in den Glanz unserer Schulen, d. h. wir haben sie weggeführt von der Stätte, wo aus dem Tode das Leben geboren wird an Stätten, wo das Leben in den Tod verwandelt wird. Wir stellen keine Behauptung auf, aber wir möchten dazu auffordern, dass alle sich fragen, ob diejenigen sich getäuscht haben, welche in diesen grossen und konkreten Anliegen der Gegenwart das Wort Gottes gehört haben. Das Wort Gottes ist ein konkretes Wort. Wenn wir nur abstrakt von ihm reden, wenn wir eine abstrakte Theologie von Sünde und Gnade, Kreuz und Auferstehung abwandeln, dann besteht wenig Aussicht, dass wir durch solches Tun in Bereitschaft gesetzt werden zu hören auf das immer konkrete, immer in die Relativität des Wirklichen eingehende, immer zeitliche Wort Gottes. „Es wird dem konkret-prophetischen Kampf manche wertvolle Kraft geraubt und ungewollt der Schild vor die Dämonen der Zeit gehalten. — — Das abstrakte Nein profaniert alle Gegensätze und drückt sie damit auf ein Niveau herab, wo sie keine letzte Wichtigkeit mehr beanspruchen können, wo darum die Tiefe und die heilige Leidenschaft eines prophetischen Kampfes nicht mehr möglich ist.“ (Vgl. die tiefen und scharfsinnigen Ausführungen von Paul Tillich in dem Buche „Kairos“, dem die zitierten Sätze entnommen sind.)

Aber — haben wir, wir jüngere Religiös-Soziale, irgendwie mehr getan als andere? Ich weiss, dass es solche gibt, die in Studierstuben sitzen, und doch dringt der Notschrei des unerlösten Lebens

stärker zu ihnen, als an das Ohr derer, die scheinbar mitten im Gewühl des Lebens stehen. Es gibt solche, die über die Bibel gebeugt sind, deren Augen sich in den Texten verloren zu haben scheinen, aber sie schauen unablässig auf die Welt und suchen nach dem Erbarmen für sie. Und sie vernehmen dann jubelnd das Wort vom Erbarmen Gottes.

Man kann den einen Weg auf verschiedene Weise gehen. Der eine Weg ist die Hinwendung zur Wirklichkeit des Lebens, damit wir hungern, bitten und anklopfen lernen.

Nachwort: Dieser Aufsatz ist ein Referat, das an einem Kurs, veranstaltet von der sozialen Studienkommission der Schweiz. Predigergesellschaft, am 19. Juni 1928 im Rütihubelbad gehalten wurde.

Der Inhalt des Aufsatzes ist in einem tieferen als bloss literarischen Sinne Leonhard Ragaz verpflichtet. Darum erlaube ich mir, ihm denselben zu widmen mit dem Ausdruck tiefster Dankbarkeit und Ehrerbietung. Paul Trautvetter.

Verkündigung des Evangeliums.

1.

Junge Menschen studieren Theologie, machen ihr Examen, werden etwas in kirchlicher Praxis geschult, machen ein zweites Examen und werden dann Verkündiger des Evangeliums. Sind sie vom Evangelium selbst zur Verkündigung gerufen? Oder ist es nur Brotstudium? — Haben sie eine theologische Kenntnis vom Evangelium oder ist das Evangelium ihnen selbst zu Lebensentscheidung, Auftrag und Erlösungskraft geworden?

Der Beruf zum Pfarramt der Kirche hängt vom theologischen Examen ab. Diese ganze Organisation stammt aus der Zeit, da man die Verkündigung des Evangeliums fasste als das Weitergeben der göttlich offenbarten Lehre, die nur korrekt begriffen, gelehrt und aufgenommen werden muss.

Seit wir wieder wissen, dass das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in Kraft steht, ist das ein schlechthin unerträglicher Zustand. Träger der Reichgottesverkündigung kann nur der sein, der in das Kommen des Reiches irgendwie hineingerissen ist.

2.

Ist aber das Reich Gottes Kraft und Kommen, dann wird es am wenigsten zuerst in Wissenschaft, Theologie, Theorie zu fassen sein, sondern zuerst im Geschehen der lebendigen Wirklichkeit. Dort wo die Menschen mit den Gewalten der Wirklichkeit kämpfen: mit der Lüge um ihre Wahrheit, mit der Gewalt um Frieden, mit dem Hass um Güte und Liebe, mit der wilden Leidenschaft um Selbstbeherr-